

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz

**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz

**Band:** 68 (1959)

**Heft:** 5

**Artikel:** Lassen wir Henri Dunant selbst erzählen! : Fragmente aus dem Buch "Eine Erinnerung an Solferino" oder aus den Memoiren von Henri Dunant

**Autor:** Dunant, Henri

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-975426>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 05.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# LASSEN WIR HENRI DUNANT SELBST ERZÄHLEN!

Fragmente aus dem Buch «Eine Erinnerung an Solferino» oder aus den Memoiren  
Von Henri Dunant

Zeichnungen Copyright by Presseagentur L. Dukas, Zürich

«Durch ein Zusammentreffen besonderer Umstände hatte ich, als einfacher Tourist und diesem großen Kampf völlig fernstehend, die einmalige Gelegenheit, den erschütternden Szenen beiwohnen zu können, die ich hier aufzeichnen will. Ich werde auf diesen Seiten nur meine persönlichen Eindrücke wiedergeben. Man darf hier weder genaue Einzelheiten noch strategische Aufschlüsse erwarten; die muß man in anderen Büchern suchen.

An jenem denkwürdigen 24. Juni standen sich mehr als dreihunderttausend Menschen gegenüber. Die Schlachtlinie hatte eine Ausdehnung von fünf Meilen, und es wurde fünfzehn Stunden lang gekämpft . . .»

« . . . Ich reiste sofort nach Brescia und von dort nach Castiglione, natürlich auf eigene Kosten und Gefahr. Ich hatte dazu einen kleinen Wagen gemietet, dessen Kutscher aus Mantua geflüchtet war, und der das Land und alle Seitenstraßen genau kannte. Ich machte Castiglione zu meinem Hauptquartier und wurde hier Zeuge des ergreifendsten Dramas, das man sich vorstellen kann . . .»



«Geschlossene Kolonnen drängen gegeneinander mit dem Ungestüm zerstörender Wildbäche, die alles vernichten, was ihnen im Wege steht. Französische Regimenter greifen in Schützenlinien die österreichischen Massen an, die immer neue Verstärkungen



erhalten, immer zahlreicher und immer drohender werden und die, Mauern aus Eisen gleich, dem vorstürmenden Gegner Widerstand leisten. Divisionen legen die Tornister ab, um den Feind besser mit dem Bajonett angreifen zu können. Ist ein Bataillon zurückgeworfen, wird es sofort durch ein neues ersetzt. Um jeden Hügel, jede Erhebung, jeden Felsvorsprung wird hartnäckig gekämpft. Leichenhaufen liegen auf den Höhen und in den Hohlwegen.

Es ist ein Kampf Mann gegen Mann, ein entsetzlicher Kampf. Österreicher und alliierte Soldaten treten sich gegenseitig unter die Füße, machen einander mit Kolbenschlägen nieder, zerschmettern dem Gegner den Schädel, schlitzen einer dem andern mit Säbel oder Bajonett den Bauch auf. Es gibt keinen Pardon . . .»

Nach der Schlacht:

«In der Stille der Nacht hört man Stöhnen, erstickte Angst- und Schmerzensschreie, herzzerreißende Hilferufe. Wer könnte jemals die Todeskämpfe dieser schrecklichen Nacht beschreiben!

Die Sonne des 25. Juni beleuchtet eines der schrecklichsten Schauspiele, das sich erdenken läßt. Das Schlachtfeld ist allerorten bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. In den Straßen, Gräben, Bächen, Gebüsch und Wiesen, überall liegen Tote, und die Umgebung von Solferino ist im wahren Sinne des Wortes mit Leichen übersät. Die Felder sind verwüstet, Getreide und Mais sind niedergetreten, die Hecken zerstört, die Zäune niedergedrückt, weithin trifft man überall auf Blutlachen. Die Dörfer sind verlassen . . .



Die unglücklichen Verwundeten, die man aufsammelt, sind bleich, fahl und verstört. Einige, und insbesondere diejenigen, die stark verstümmelt sind, sehen stier vor sich hin und scheinen nicht zu begreifen, was man zu ihnen sagt . . .

Wer diesen weiten Schauplatz der Kämpfe vom vorigen Tag durchwandert, trifft bei jedem Schritt und inmitten einer Verwirrung ohnegleichen unaussprechliche Verzweiflung und entsetzliches Elend . . .»

«. . . Was für herzerreißende Begebenheiten, was für Enttäuschungen aller Art! Ganze Bataillone sind ohne Lebensmittel; viele Kompagnien, denen man befohlen hatte, die Tornister abzulegen, sind von allem entblößt. Auch fehlt es an Wasser, und der Durst ist so groß, daß Offiziere und Soldaten aus kotigen, schlammigen, mit geronnenem Blut vermischten Pfützen trinken . . .»



«Die Transportmittel der französischen Armee waren im Verhältnis zu der erschreckenden Anzahl der Verwundeten völlig unzureichend. So mußte man die Verwundeten zwei oder drei Tage auf den Verbandplätzen warten lassen, bevor man sie nach Castiglione bringen konnte, wo die Verstopfung bereits unbeschreiblich war. Die ganze Stadt verwandelte sich in ein großes behelfsmäßiges Hospital . . .»

«Während des Sonnabends treffen so zahlreiche Verwundetenzüge ein, daß die Verwaltung, die Einwohner und die Truppenteile, die man in Castiglione zurückgelassen hat, auf keine Weise mehr fähig sind, diesem Elend entgegenzutreten. Und so beginnen jetzt Szenen, anders zwar als am Vorabend, doch genau so beklagenswert. Jetzt gibt es genug Wasser und Lebensmittel, und dennoch sterben die Verwundeten vor Hunger und Durst. Jetzt gibt es genug Scharpie, aber es fehlt an Händen, um sie auf die

Wunden zu legen. Die meisten Militärärzte mußten der Truppe folgen und sich nach Cavriana begeben. Es fehlt an Wärtern; in diesem entscheidenden Augenblick kann man nicht genügend Hilfskräfte aufreiben. So gut es geht, wird ein freiwilliger Hilfsdienst eingerichtet, aber das ist sehr schwer inmitten eines solchen Entsetzens, das geradezu panisch wird und alle Einwohner von Castiglione ergreift . . .»

«. . . Wie viele junge Leute zwischen achtzehn und zwanzig Jahren, die aus dem Herzen Deutschlands oder den östlichen Provinzen des weiten österreichischen Kaiserreiches hierher kamen – davon manche wohl nur unter hartem Zwang – werden bald außer körperlichen Schmerzen und dem Kummer, gefangen zu sein, noch den Haß erdulden müssen, den die Mailänder ihrer Nation, ihren Führern und ihrem Herrscher geschworen haben! . . .»



Noch immer sind nicht alle Verwundeten geborgen.

«Lassen Sie mich nicht sterben!» rufen einige dieser Unglücklichen und ergreifen mit außerordentlicher Kraft meine Hand; sobald aber diese letzte Anspannung erschläft, brechen sie tot zusammen . . .

„Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben!“ schreit wild ein Gardegrenadier, der vor drei Tagen noch jung und kräftig war, jetzt aber zu Tode getroffen ist . . .

. . . Die Frauen von Castiglione erkennen bald, daß es für mich keinen Unterschied der Nationalität gibt, und so folgen sie meinem Beispiel und lassen allen Soldaten, die ihnen völlig fremd sind, das gleiche Wohlwollen zuteil werden. „Tutti fratelli“, wiederholen sie gerührt immer wieder. Ehre sei diesen mitleidigen Frauen, diesen jungen Mädchen von Castiglione. Es gab

nichts, was sie zurückgeschreckt, erschöpft oder entmutigt hätte. Ihre bescheidene Hingebung kannte keine Müdigkeit und keinen Ekel; kein Opfer war ihnen zuviel . . .

Was für Todeskämpfe, was für leidvolle Szenen spielen sich in diesen Tagen des 25., 26. und 27. Juni ab. Die Wunden sind durch Hitze und Staub, durch Mangel an Wasser und Pflege entzündet, und so werden die Schmerzen immer stärker . . . Immer fühlbarer wird der Mangel an Hilfskräften . . .»

« . . So wirksam auch ein Oberarzt und zwei oder drei Männer sich bemühen, regelmäßige Transporte mit Ochsenwagen nach Brescia durchzuführen, so groß auch der spontane Eifer jener Einwohner von Brescia ist, die mit Wagen herbeikommen, um Kranke und Verwundete zu holen und denen man in erster Linie die Offiziere anvertraut, so sind doch die eintreffenden Wagen zahlreicher als die abfahrenden, und die Überfüllung wird immer schlimmer . . .»

«Auf den steinernen Fliesen der Spitäler und Kirchen von Castiglione liegen Seite an Seite Kranke aller Nationen: Franzosen und Araber, Deutsche und Slawen. Man legt sie einstweilen dort nieder, wo Platz ist, und sie haben nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen und können sich auf dem engen Raum nicht rühren. Flüche, Lästerungen und Schmerzensschreie, die wiederzugeben die Sprache nicht fähig ist, hallen von den Gewölben der geweihten Räume wider. „Ach, Monsieur, wie leide ich“, sagte einer dieser Unglücklichen zu mir, „man läßt uns im Stich, man läßt uns elend sterben, und doch haben wir uns tapfer geschlagen!“ Sie haben schwere Mühen ausgestanden, sie haben Nächte ohne Schlaf verbracht, dennoch können sie keine Ruhe finden. Verzweifelt flehen sie nach einem Arzt, sie werfen sich in Zuckungen hin und her, bis schließlich der Starrkrampf eintritt oder der Tod sie erlöst . . .



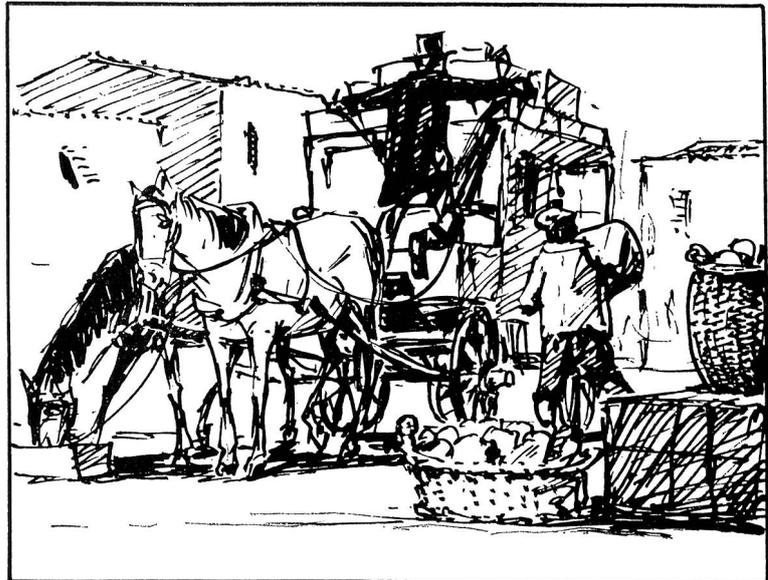
. . . Ich versuche, so gut als möglich, die Hilfeleistungen in denjenigen Stadtvierteln zu organisieren, die, wie mir scheint, am meisten von allen Hilfskräften entblößt sind, und ich nehme mich besonders einer der Kirchen von Castiglione an, die auf einer Höhe liegt – zur Linken, wenn man von Brescia kommt – und die, wenn ich mich nicht täusche, Chiesa Maggiore heißt . . .»

« . . Dort liegt ein völlig entstellter Soldat, dessen Zunge übermäßig lang aus dem zerrissenen und zerschmetterten Kiefer heraushängt. Er macht alle Anstrengungen, sich zu erheben. Ich benetze seine vertrockneten Lippen und seine verdorrte Zunge. Dann nehme ich eine Handvoll Scharpie, tauche sie in einen Kübel, den man mir nachträgt, und drücke das Wasser aus diesem Schwamm in die unförmige Öffnung, die die Stelle seines Mundes vertritt . . .»

«Die Hilfsmittel der kleinen Stadt Castiglione, durch die bereits die österreichische Armee marschiert ist, sind so kümmerlich, daß man nicht einmal das Nötigste beschaffen kann, doch gelingt es mir, mit Hilfe der tapferen Frauen, die bereits all ihr altes Leinen herbeigebracht und fortgegeben haben, neue Hemden zu kaufen. Am Montagmorgen schicke ich meinen Kutscher nach Brescia, um dort weitere Vorräte zu holen. Einige Stunden später kommt er zurück, und sein Wagen ist beladen mit getrockneter Kamille, Malven, Holunder, mit Orangen, Zitronen, Zucker, Hemden, Schwämmen, Leinenbinden, Stecknadeln, Zigarren und Tabak . . .

. . . In der Chiesa Maggiore hat man ungefähr fünfhundert Soldaten in drückender Enge untergebracht. Und mindestens noch weitere hundert liegen vor der Kirche auf Stroh unter Tüchern, die man aufgespannt hat, um sie vor der Sonne zu schützen. Die Frauen gehen im Kirchenschiff von einem zum andern mit Krügen und Eimern voll klaren Wassers, um Durst zu löschen und Wunden zu befeuchten . . .»

«. . . An der Mauer liegen etwa hundert französische Soldaten und Unteroffiziere, in Decken gehüllt, nebeneinander in zwei gleichlaufenden Reihen, zwischen denen man durchgehen kann. Sie sind alle bereits verbunden und haben alle ihre Suppe gegessen. Ruhig und friedlich folgen sie mir mit den Augen, ihre Köpfe wenden sich nach rechts, wenn ich nach rechts gehe, und nach links, wenn ich nach links eile . . .»



«Es war der Anblick dieser Verwundeten bei Solferino, der mir den zunächst noch sehr verschwommenen Gedanken eingab, daß es dringend notwendig und wohl auch möglich wäre, die Unverletzlichkeit der Verwundeten und derer, die ihnen Hilfe bringen, für alle Zeiten sicherzustellen. Dieser Gedanke, der allerdings von meiner Umgebung als Utopie betrachtet wurde, nahm in meiner Vorstellung immer mehr Gestalt an, noch ehe ich mein Buch schrieb, in dem ich, einer glücklichen Eingebung folgend, die Forderung stellte, daß jeder am Boden liegende Kriegsverletzte als ‚unverletzlich‘ gelten sollte, welcher Nation er auch angehören möge.

Es war daher während dieses Feldzuges, daß mir der Gedanke an geschulte *freiwillige Helfer* kam, an dienstwillige Krankenwärter und Pflegerinnen, unter der Leitung ständiger Organisationen. Letztere sollten ihrer Zusammensetzung nach zwar auf nationalem Boden stehen,

jedoch in ihrem Denken und humanitären Handeln international sein. Wenn ich den Verwundeten wirksame Hilfe bringen wollte, konnte ich die freiwilligen Helfer nicht der Gefahr aussetzen, selbst in Gefangenschaft zu geraten. Deshalb habe ich seit 1859 versucht, ein ‚internationales, auf Verträgen beruhendes, unverletzliches Prinzip‘ zu finden, das, einmal anerkannt und ratifiziert, als Grundlage für diese ständigen Gesellschaften dienen könnte.»

«. . . Es ist wohl nötig, daß man an so erschütternden Beispielen, wie Sie sie berichten, erkennt», so schrieb mir freundlicherweise am 19. Oktober 1862 General Dufour, «daß der Schlachtenruhm mit Leid und Tränen bezahlt wird. Man ist nur zu leicht geneigt, allein die glänzenden Seiten des Krieges zu sehen und vor seinen traurigen Folgen die Augen zu schließen . . .»